Von der Lebensweise der alten Deutschen

Autor(en): **Schmidtbauer, Matthäus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sauter's Annalen für Gesundheitspflege : Monatsschrift des Sauter'schen Institutes in Genf**

Band (Jahr): **21 (1911)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1038234

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von der Lebensweise der alten Deutschen.

Matthäus Schmidtbauer

In der Phantasie des Volkes und eines großen, wenn nicht des größten Teiles der „Gebildeten", lebten die Altvordern der Deutschen als eine Art halbnackter Riesen à la Goliath, auch ähnlich wie dieser „Weberbäume" als Lanzen handhabend, den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegend und Unmassen von Fleisch und dem „anno dazumal" noch gar nicht vorhandenen Bier vertilgend.

Anders schon hebt sich von dieser allgemeinen Anschauung eine Stelle aus der Naturgeschichte des älteren Plinius ab, aus der hervorgeht, daß unsere Vorfahren viel Haferbrei verzehrten, und der Schriftsteller Novarx schreibt im 13. Hefte des Jahrganges 1885 der „Illustrierten Welt" unter anderem: „Daß die Germanen bereits in ihrer asiatischen Urheimat Ackerbau gekannt und betrieben haben, was sich nach dem Altmeister Grimm mit einiger Sicherheit aus unserem Sprachschatze nachweisen lasse. Man baute Hirse, Hafer, Gerste, Roggen, daneben wahrscheinlich schon Bohnen und Rüben." So stand's noch im großen und ganzen 300 Jahre vor Christus.

Der bereits angeführte Plinius war selbst mehrere Jahre in Deutschland und zwar zur Friedenszeit und aus diesem Grunde sind auch die Berichte aus dieser Feder wertvoller als die eines Cäsar oder eines Strabo. Leider ging Plinius Werk über die germanischen Kriege verloren und so können wir uns nur auf seine Naturgeschichte berufen, die uns aber ebenso entscheidende Aussprüche über die Lebensweise der Germanen hinterlassen. So schreibt er: „Der Hafer dient ebenfalls als Getreide, wie denn die Völker Germaniens ihn säen und von keinem anderen Breie leben". Nach demselben Autor geht mit Bestimmtheit aus seiner Schrift hervor, daß auch Obst in Germanien sehr wohl vorkam: er fand am Rhein eine „dreifarbige" Kirsche (grün, rot und schwarz), auch gab es bereits Gärten wie heutzutage, in denen Zuckerwurzeln, Rettige, Rüben, Mohrrüben und Spargel gezogen wurden.

Wenn man sich immer wieder von gewisser Seite auf Tacitus beruft, so übersieht man dabei, daß bei diesem auch nicht alles unanfechtbar ist, was er schrieb. So spricht dieser Autor nur von dem blonden Haar der alten Deutschen, während große Stämme brünett waren, wie z. B. die Burgunder und andere.

235 n. Chr. verheerte Maximinus einen Teil Deutschlands, worüber Herodian erzählt: „Er verwüstete die ganze Gegend und auch das Getreide, das damals schon reif war". 50 Jahre später machte Probus weitere Eroberungen und sandte eine pomphafte Siegesdepesche an die römischen Senatoren, in der es unter anderem heißt: „Germanien ist weit und breit unterjocht. Neun Könige verschiedener Völker lagen bittend und demütig zu meinen Füßen und zu den Euren. Alle Barbaren säen schon für Euch, ackern für Euch und fechten gegen die entfernten Völker. Verfügt daher nach Eurer Sitte über die „Zuwendungen", denn die gallischen Felder werden mit Ochsen der Barbaren gepflügt, zu unserer Nahrung weiden ihre Herden, ihre Gestüte dienen unserer Reiterei, die Scheunen sind voll barbarischen Getreides".

Aus all diesen verläßlichen Quellenwerken geht also hervor, daß unsere Vorfahren schon tapfer dem Hafermuß zusprachen, daß sie diesem ihr gesundes Mark, ihre kräftigen Knochen verdankten und bei dieser derben Kost der Schrecken ihrer Feinde wurden. Und solange man dem Hafer, dieser Kraftkost, treu blieb, solange gab

es auch ein gesundes kräftiges Volk; mit dem Verschwinden des Haferbreies — schwand auch die Volkskraft.

Vernehmen wir als Stütze dieser unserer Behauptung noch einen Artikel: „Das Habermus", der vor Jahren ins „Berner Stadtblatt" aus dem „Oltener Wochenblatt" überging, und dieser lautet:

Es ist uns immer, je mehr man mit sozialen Phrasen ein Volk traktiere, destoweniger und schlechter werde des Volkes Nahrung. Und in der Tat ist mit dem Reichtum der Programme zur Hebung unseres Volkswohls seine einstige naturgemäße, gesunde Nahrungsweise zurückgegangen und in all dem lauten Phrasengeklingel der Gegenwart erstickt. Heute hat das Schweizervolk viel Phrasen zu verdauen, die es vielfach nicht versteht und bei denen es hungert. Und doch ist neben der Arbeit die Ernährung ein Hauptfaktor der sozialen Frage und beide — Arbeit und Ernährung — greifen tief in diese ein: Sie sind die Grundlagen der Staatsexistenz, die Grundlage der Gesellschaft überhaupt.

(Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.)

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken in alter Zeit.

Löffel und Messer waren seit urdenklicher Zeit die Instrumente, deren man sich beim Essen bediente; nur die Gabel ist erst hinzugekommen, als in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Verfeinerung der Künste und Wissenschaften sich auch die Sitten verfeinerten. Bei den sprichwörtlich gewordenen Festmahlen des Lucullus zu Rom nahmen die Tafelgäste mit den Händen die Speisen aus der Schüssel und am glänzenden Hofe Franz des Ersten von Frankreich machte man es ebenso. Im Mittelalter war die Gabel noch ein äußerst seltenes Gerät; Karl der Schöne und Clemence von Ungarn besaßen jeder nur eine Gabel, Karl der Fünfte hatte doch wenigstens neun, doch benützte er sie nur zum Genuß von Obst. Die Gabel wurde bei ihrem ersten Erscheinen überhaupt als ein lächerliches Werkzeug betrachtet, dessen man sich sehr ungeschickt bediente; in bürgerlichen Häusern hat sie erst sehr spät Eingang gefunden. Ueberhaupt war das Arrangement der Tafel in früheren Jahrhunderten höchst verschieden von dem in unseren Tagen. Auf den Burgen und Schlössern der Ritter rief nicht die Glocke die Tischgenossen zusammen, sondern einige Trompetenstöße vom Turm herab verkündeten, daß die Zeit zum Mittagessen gekommen sei. Auch wenn der Burgherr allein speiste, zeigte ein Hornsignal vom Söller aus an, daß der Ritter jetzt speise und also nicht gestört zu werden wünschte. Anders wollte es jener Tartarenfürst, der nach seinem Diner blasen ließ, zum Zeichen, daß er jetzt gespeist habe, und nun auch die andern Fürsten der Erde speisen könnten.

Bei größeren Gelagen saß oben der Herr des Hauses, die Gäste reihte man paarweise um den Tisch, was notwendig war, weil sehr oft zwei aus einem Teller essen mußten. In der Nähe des Herrn oder der Frau des Hauses saßen jene, die man besonders auszeichnen wollte. Der Ehrenplatz war nicht ein bestimmter Platz im Speisesaal, aber so oft es tunlich war, wurde jener Platz dafür auserlesen, der an dem von der Türe am weitesten entfernten Fenster sich befand. Unsere heutigen Gesellschaftskreise könnten etwas lernen von der Rücksicht, mit der der Gastgeber seine Gäste behandelte. Da gab es keinen Rangunterschied; jeder Eingeladene war gleich viel wert und man fand keinen Verstoß darin, einen einfachen Gerichtsschreiber neben eine Herzogin zu